



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Goldschmidt, Kurt Walter: Die Politik und die Künstler

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Politik und die Künstler

Von Kurt Walter Goldschmidt-Berlin

Die schöne, aber noch etwas jugendstolze Zeit liegt hinter uns, da Nietzsche es unter die Gebote des „freien Geistes“ einreichte, sich nicht um Politik zu kümmern, und uns damit so recht aus der Seele sprach. Das ist ja der übliche Lauf der Dinge, daß alles Bühne, Revolutionäre eines Tages selbstverständlich wird, seinen verruchten und prickelnden Schauer verliert und nicht nur gegen den guten Ton der Mode, sondern ein wenig auch gegen den guten Geschmack geht. Um unsere eigenen jugendlichen Weltverbesserungspläne stand es nicht viel anders: eines schönen Tages sahen wir sie in Rauch aufgehen, und nun wollten wir mutlos überhaupt nichts mehr von dergleichen wissen — bis wir inne wurden, daß es trotz alledem und alledem an der freilich nur sehr allmählichen Besserung der Zustände mitzuarbeiten galt und der „Widerstand der stumpfen Welt“ Schritt für Schritt bekämpft und Überwunden werden mußte. Schließlich sträubt sich die fließende Beweglichkeit des Geistes überhaupt gegen Dogmen und Verallgemeinerungen. Je persönlicher die Menschen werden, desto weniger sind abstrakte Regeln und Vorschriften auf sie anwendbar. Was für einen, was für viele jener „freien Geister“ das Rechte sein mochte, brauchte es noch nicht für alle zu sein. — Zugegeben, daß die Politik auf ein geistig und sittlich niedrigeres Niveau herabgeglitten, daß sie vielfach Interessenspiel und Kuhhandel geworden ist, daß in ihrer Sphäre nur selten große und lautere Charaktere gedeihen — alles dies entbindet die Besseren nicht von der Pflicht, ruft sie vielmehr gerade dazu auf, ihrerseits das Niveau erhöhen zu helfen, das öde Getriebe persönlich zu durchgeistigen und die Sprödigkeit unbestechlicher Charaktere der allgemeinen Zerbröckelung entgegenzustemmen. Die Geistesmenschen, Kulturträger und vor allem die Künstler bedürfen der „Politik“, wenn sie nicht völlig welt- und zeitfremd werden wollen; die Politik aber bedarf noch viel, viel mehr der Kultur und des Künstlertums, wenn sie nicht in banausische Barbarei versinken und die großen Probleme des öffentlichen Lebens nur aus der Froschperspektive

des Tages und des Parteiinteresses sehen will. Es können also nur beide Teile gewinnen, wenn sie sich, soweit möglich, auf halbem Wege entgegenzukommen suchen, und den Denkern und Künstlern mag der Schritt leichter werden, wenn sie sich immer gegenwärtig halten, daß sie eigentlich weit mehr die Entbehrten, Gefuchten, Gebenden als die Empfangenden sind. Die Kluft, die jetzt zwischen den verächtlich und verständnislos einander gegenüberstehenden Gruppen gähnt, wird sich natürlich nicht von heute zu morgen schließen, wenn sich auch einzelne Hände herüber und hinüber strecken, aber unser Volk ist noch jung, hat noch alle Fehler der Jugend, alle verworrene, tastende Unreife und Unsicherheit des Geschmacks vor allem — aber auch alle Vorzüge und Hoffnungen der Jugend, alle tausend Entwicklungsmöglichkeiten, die gerade heute, wenn auch noch in ersten schüchternen Lenztrieben, merkbar zum Lichte ringen.

Die materialistische Geschichtsauffassung, die richtiger die ökonomistische hieße, schießt schon darin übers Ziel hinaus, daß sie so gut wie gar nicht die doch oft so bedeutungs- und entscheidungsvollen „Imponderabilien“ geistiger und seelischer Art in Rechnung stellt. Das ist z. B. eine oft wiederholte, aber darum nicht minder zutreffende Wahrheit, daß die Ungleichheit der Bildung, die Ausgeschlossenheit der Armen von den Mitteln und Werten der höheren Kultur oft weit mehr als materielle Not verbitternd wirkt. Auch die ungenügende Durchtränkung der Öffentlichkeit mit ästhetischer Kultur ist unserem nationalen Gesamtleben keineswegs zuträglich. Das Wohlgefühl, das Heimatbewußtsein der kleinen Kulturrelite wird zunächst dadurch empfindlich herabgedrückt — nun, um diese feinen und innerlichen Schmerzen pflegt sich die Mehrzahl nicht eben sonderlich zu kümmern und zu grämen — aber solche Teilnahmslosigkeit rächt sich auf die Dauer; ein Volk tut im eigensten Interesse wohl daran, seinen Denkern und Künstlern eine gastliche, warme Stätte zu bereiten, denn es schmückt damit sein eigenes Haus, macht es festlich, unter den Mitvölkern kenntlich und ausgezeichnet, den Nachlebenden verehrungswert. Vor allem aber schafft es dadurch eine gesunde Einheitlichkeit des völkischen Geistesklimas, gleicht die bedrohlichen Unebenheiten der Kultur zwischen hoch und niedrig teilweise aus und schmiedet aus fremden und mißgünstigen Heerlagern wirklich erst ein Volk. Der Hochmut der Gebildeten, mehr aber noch der gesellschaftliche Dünkel der oft nur sehr zweifelhaft gebildeten höheren Schichten unterschätzt doch wohl ganz beträchtlich die im Volke schlummernden Strebsamkeiten und Triebkräfte. Wir vermögen tatsächlich noch gar nicht recht zu sagen, wie eng oder weit dem Volke die geistigen Grenzen gesteckt sind; denn dem Mittellosen ist noch heute der Aufstieg unendlich erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Es ist ein ganz besonders aufreizender und vergiftender Gedanke, daß unser Geistesleben so durchweg plutokratisch organisiert ist und daß gerade dort, wo nur der reine Wille und das starke Können gelten sollte, zuletzt doch auch der gemeine Mammon den Ausschlag gibt. Ein gut Teil moderner Barbarei ist gerade hierin begründet, und Kapital, Gesellschaftsdruck und Unkultur sind ein schlimmer Dreieund. An verheißungsvollen, nur eben wegen der Dürftigkeit der Mittel nur allzu bescheidenen Ansätzen zum Besseren fehlt es ja nicht; es bedarf wirklich gar keines „Herabsteigens“, keines Popularisierens im üblen Sinne, sondern nur einer anschaulichen und herzengewarmen Art, um Interesse, Eifer und Verständnis auch in schlichteren Menschen zu erwecken.

Es ist an der Zeit, daß die Denker und Künstler einen ihrer Bedeutung für die Gesamtheit entsprechenden Anteil an der Gesellschaft erhalten; es ist aber auch an der Zeit, daß sie selbst auf unreifen und unfruchtbaren Hochmut verzichten und sich, wenn auch noch so gut wie ungeliebt und unverstanden, ihrer Aufgabe für das große Ganze bewußt werden. Denn eine Aufgabe harret ihrer hier allerdings; aber um als Erzieher wirken zu können, müssen sie zunächst erst Selbsterzieher werden und sich zu ihren neuen Zwecken umbilden, ja in bestimmtem Sinne sogar zurückbilden lernen. Denn von jenem überentwickelten und überfeinerten Künstlertypus, der in Wüsten flieht, weil ihm nicht alle Blütenträume reifen, mehr noch von dem süßlich verlogenen und sich seiner Überlegenheit kokett bewußten modernen Snob führt keine Brücke zur Mitwelt und zu fruchtbarer kräftiger Wirksamkeit im Ganzen und fürs Ganze. Nicht in feigen und unkünstlerischen Zugeständnissen, nicht im Umbuhlen der Massengunst liegt das Heil; die Größten sind immer mehr oder minder einsam gewesen, haben sich schwer und langsam durchgerungen und eine kleine Gemeinde von Verstehenden um sich gesammelt, und vollends in einer amerikanisierten Zeit ist die Flucht in die Einsamkeit oft nur die notgebrungene Selbsthilfe der Künstler; auch bleibt sie immerhin einer würdelosen und kunstverderblichen Anpassung vorzuziehen. Kulturwerte lassen sich schließlich auch in der Einsamkeit, ja in ihr vor allem, schaffen und kommen nachträglich doch der Gesamtheit zugute. Ja, die Entwicklung aller Kultur ruht zuletzt doch auf den Schultern solch weniger einzelner, die den Mut zu sich selbst und damit, wenn es sein muß, auch zum Gegensatz gegen das Geltende und zur Einsamkeit haben. Nur sollen die Pedanten, die Hochmutsnarren und die Defakenten aus dieser Zerklüftung keine Alltagsregel machen und eine in all ihren schöpferischen Notwendigkeiten tragische Erscheinung nicht dünnleucht-leichtfertig verewigen wollen. Das Gesunde und Wünschenswerte ist doch jedenfalls, daß sich Bürger und Künstler bis zu einem gewissen Grade zu verstehen suchen, daß sich die allzu straffen Kulturspannungen mildern und die Masse mit der Kunst, die Künstler mit der Öffentlichkeit Fühlung gewinnen. Für Absonderungen und Gipfelungen, auch für Verkennungen, Kämpfe und Tragödien wird trotz alledem immer noch Raum bleiben, und im höchsten Sinne ist es auch gut so; denn die glatte Ebene ist ein landschaftlich trauriger Anblick, und die kampfslose Behaglichkeit ist für das Gedeihen großer Naturen und Talente kein günstiges Klima — auch das Gegenteil freilich nicht unbedingt: denn wieviel zarte, reiche Naturen sind untergegangen, weil sie ein zu rauher Wind anblies und ihnen zu schwere Hindernisse entgegengetürmt wurden!

Darum sollte man eben auch nicht nur den Künstlern, sondern ebensosehr der Zeit und den Massen ins Gewissen reden. Mag man sich viel oder wenig davon versprechen: einmal fällt doch ein Samenkorn auf fruchtbaren Boden. Dem in glücklicheren Zeiten schon annähernd verwirklichten Ideal, daß die Kultur zugleich ein Lebensinteresse der Gesamtheit bedeutet, muß immer wieder zugestrebt werden. Die Künstler müssen begreifen lernen, daß in der Politik trotz aller Taggebundenheit und Kleinlichkeit der Gesichtspunkte, trotz aller Allzumenschlichkeit ihrer Antriebe dennoch zugleich um ihre eigenste Sache, die Befreiung und Erhöhung der modernen Persönlichkeit innerhalb eines festgefügtten gesellschaftlichen Kulturorganismus, gekämpft wird; aber sie sollten sich dann auch nicht wie heut als Außenstehende, Enterbte,

Deklassierte und unter dem Proletariat Rangierende, sondern als erwünschte und geschätzte Volkszugehörige fühlen dürfen. Der Beamten- und Militärstaat, also der Staat par excellence, wittert naturgemäß im Denker und Künstler das anarchische, individualistische Element. Das soziale Ansehen und die materielle Lage der Intellektuellen sind bei uns wohl überhaupt vielfach niedriger als in den romanischen Ländern. Dichter- und Künstlerstipendien, wie etwa in Norwegen, kennt man bei uns nicht oder nur in beschränktem Maße. Sensation, Vergangenheitskultur, Philisterium sind Trumpf. — Gebt dem Künstler Liebe zu dem Hause, in dem er mitzuwohnen gezwungen ist, und er wird es euch lohnen; denn:

Gibst du dem Genius ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.



Die Bedeutung großer Armeemanöver

Von Major a. D. M. v. Schreibershofen=Berlin



Die Kunst der Truppenführung ist in gewisser Hinsicht eine angeborene Gabe, ein besonderes Talent. Wer dazu nicht besondere Fähigkeiten besitzt, wird nie etwas Hervorragendes auf diesem Gebiete leisten. Es gehört dazu ein eigenes taktisches Gefühl und Verständnis, das sich nicht erlernen läßt. Die richtige Beurteilung des Gegners und der eigenen Lage ist bis zu einem gewissen Grade Gefühlsache. Aus den oftmals sich widersprechenden Meldungen, aus der Ungewißheit der Situation das Wahre und Richtige zu erkennen, gewissermaßen blitzesartig den richtigen Entschluß zu fassen, das ist eben die Eigenschaft des angeborenen Feldherrngenie. Daneben ist aber auch eine gewisse Übung und Routine erforderlich, ohne die auch das Talent nichts Hervorragendes leisten kann. Es geht der Kriegsführung wie jeder anderen Kunst, daß sie ausgebildet werden muß. Das Handwerksmäßige, das mit der Ausübung jeder Kunst verbunden ist, muß gelernt und geübt werden. Der Führer muß sein Instrument, mit dem er den Gegner vernichten will, nach allen Seiten hin gründlich kennen und beherrschen. Andernfalls wird es versagen. Nur wer es versteht, das Instrument unter Benutzung seiner charakteristischen Eigenschaften richtig anzusetzen und zu verwenden, wird große Resultate damit erzielen. Daraus ergibt sich für alle Truppenführer die Notwendigkeit, sich in der Führung ihrer Truppe fortgesetzt zu üben.

Nun kommen im Frieden die höheren Führer sehr selten in die Lage, den Truppenverband, der ihnen im Kriege anvertraut ist und mit dem sie ihre Siege erringen sollen, in Wirklichkeit zu führen, und zwar um so seltener, je